Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 9

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator
Autor: Zaugg, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065994

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GESCHICHTE
mit dem Regulator

Von Richard Zaugg

Jean Lioba, Privatdozent der Philosophie an der Universität Zürich (mit einem Auditorium von bestenfalls vier Hörern), suchte im „Harnisch" an der Kunkelgasse zu Zürich hinter die Geheimnisse des Studenten

Josef Berkel zu kommen, der sich dort von der Serviertochter eine Art Freitisch gewähren lässt. Dieser Josef Berkel ist Jean Liobas Rivale bei

Miggi Rappold, dem einzigen Kinde des Bankiers Rappold und seiner kulturbeflissenen Frau. Bei seinen Meditationen im „Harnisch" und auf dem Heimweg fasste Lioba den festen Entschluss, möglichst schnell Professor und, gestützt auf solche wirtschaftliche Sicherung, der Gatte der geliebten Miggi zu werden. Mit solchen guten Vorsätzen suchte er seine Wohnung bei

Frau Schüepp wieder auf, die inzwischen neue arge Mieter-Enttäuschungen erlebt hat und froh ist, ihm wieder einmal ihr Herz ausschütten zu dürfen, obgleich Jean Lioba im Augenblick für nichts anderes zu haben ist als für sein Werk, das ihm die Professur eintragen soll.

Jean Lioba war sich wohl bewusst, dass das Elend der Philosophie der Gegenwart zum guten Teil in dem Umstand begründet liegt, dass die sachliche Auseinandersetzung von Professoren der Philosophie mit philosophischen Problemen zu einer persönlichen Auseinandersetzung zwischen problematischen Philosophie-Professoren entartet ist, zu Disputationen, die eine peinliche Verwandtschaft mit Schaustellungen von professionellen Boxern verraten, bei welchen es den Kämpfern weniger um eine Entscheidung zu tun ist als darum, sich gegenseitig als gerissene Kerle hinzustellen.

Lioba hatte auf diese Erscheinung in seinen Vorlesungen zu verschiedenen Malen vorsichtig hingewiesen und sie – in Selbstgesprächen – scharf als Entgleisung gebrandmarkt. Nun, da er an sein Lebenswerk «Die Philosophie des wohlbegründeten Zufalls» heranging, war er entschlossen, nicht in den gleichen Fehler zu verfallen. Er wusste zwar, dass es leichter ist, seine Gedanken an den Gedanken anderer emporzuranken, aus den Werken verstorbener und lebender Kollegen Stellen herauszuklauben, welche die Richtigkeit und Wichtigkeit des eigenen philosophischen Fündleins belegen, und aus andern Autoren Einwände herauszulesen, die um so leichter zu widerlegen sind, als die betreffenden Schriftsteller an den angeführten Stellen nicht dachten, das zu vertreten, was ihnen unterstellt wird. Aber Lioba hatte sich für den schmalen Weg entschieden. Er wollte den Kampf mit seinem Problem, nur auf sich selbst gestellt, wagen.

Ein gewöhnlicher Privatdozent ohne Ehrgeiz und verpflichtende Lebensarbeit kann sich schliesslich gestatten, erst um ½9 Uhr im Bett zu frühstücken. Für einen ernsten Geistesarbeiter kommt eine derart laxe Lebensführung nicht in Frage. Der Mensch braucht um so weniger Schlaf, je geistiger er ist. Lioba hatte den Vorsatz gefasst, sich künftig punkt 5 Uhr aus dem Bett zu schwingen, vor dem offenen Fenster einige Leibesübungen zu vollziehen, leicht bekleidet den Seeanlagen entlang einen Laufschritt von 10 Minuten zu machen, um sich dann, nach einer kalten Waschung und einem knappen Frühstück, frisch in die Arbeit zu stürzen. Er hatte sich auch an die

Abwicklung dieses Programmes gemacht. Aber der Erfolg liess es ihm geraten erscheinen, von dessen fernerer Durchführung abzusehen. Das Aufstehen war ihm so unerwartet leicht gefallen, dass er geneigt war, sich als den geborenen Frühaufsteher zu betrachten. Die verwunderten Blicke, die der bärtige Dreissiger während seines Laufschrittes von den spärlichen Passanten auf sich zog, hatten Lioba nicht verdrossen. Das leichte Aufsehen, das er erregte, empfand er eher als schmeichelhaft, und die erwartete Unternehmungslust hatte sich eingestellt: So musste es den Männern zumute gewesen sein, die auszogen, um Urwälder zu roden, Bären zu jagen, Frauen zu rauben. Er sympathisierte mit dem muskulösen Burschen, der unter der Haustüre Milch ausschenkte, und mit den pruspern Dienstmädchen, die diesen umwarben, erst recht, mit den hübschern und den weniger hübschen; auch auf ein paar Jährchen mehr oder weniger kam es ihm kaum an. Sind wir nicht alle Brüder und Schwestern? Er hatte sich frisch, sehr frisch, gefühlt. Nur zu frisch. Das Leben war ihm in dieser Stimmung so unkompliziert vorgekommen, dass er sich unmöglich mit philosophischen Problemen auseinandersetzen konnte. Nein, mit Frühaufstehen und Leichtathletik kam er nicht zum Ziel.

Lioba entwarf einen neuen Stundenplan: Von 8–12 Uhr morgens wollte er nachdenken, von 2–5 Uhr nachmittags das Schema für das Tagespensum entwerfen und abends von 8–11 Uhr seine Gedanken niederschreiben. Am Abend des ersten Tages stand auf dem Manuskriptpapier das Folgende:

Die Philosophie des wohlbegründeten Zufalls

Von Jean Lioba

Priv.-Dozent an der Universität Zürich

Vorwort

Jede Philosophie, die diesen Namen verdient, geht von der Erkenntnis grundsätzlicher Widersprüche der Wirklichkeit aus und von der eingeborenen Gewissheit einer Möglichkeit (die dem Philosophen kategorische Forderung ist), diese Widersprüche in einer notwendigen höhern Einheit gedanklich zu überbrücken.

Aber dabei blieb es. Lioba machte sich zwar am andern Morgen, Schlag 8 Uhr, an seine Arbeit. Er durchmass in seinem neuen Laboratoriumsmantel, den er sich eigens zu dieser Verwendung angeschafft hatte, in ausgiebigen Schritten das Zimmer. Er war zum Schlusse gekommen, dass es ein eitles Unterfangen sei, mit einem Vorwort zu beginnen. Dazu war immer noch Zeit, wenn das ganze Werk druckfertig vorlag. Es würde dafür selbst dann noch nicht zu spät sein, wenn er die Korrekturabzüge, die ihm der Verleger schickte, las. Obschon es durchaus nicht gesagt war, dass er sie unbedingt selbst lesen musste. Wahrscheinlich wäre er sogar dazu die ungeeignetste Person. Vermutlich war er an diesem Zeitpunkt mit jedem einzelnen Satz und Wort seines Werkes so vertraut, dass er die simpelsten Druckfehler übersehen würde. Vielleicht könnte er Herrn Schär bitten, diese Arbeit für ihn zu übernehmen. Das wäre zugleich eine sinnige Ehrung dieses gewissenhaften Studenten, die er bestimmt zu schätzen wüsste.

Es hatte überhaupt keinen Sinn, seine Gedanken schriftlich niederzulegen, bevor er sich nicht in grossen Zügen über den ganzen Schlachtplan klar war, mit welchem er seinem Problem auf den Leib rücken wollte. Der Kern- und Angelpunkt seines philosophischen Systems war die Einsicht, dass sich die Tatsache der Freiheit nie aus der Tatsache der Gesetzmässigkeit, wohl aber die Gesetzmässigkeit aus der Freiheit als notwendig begreifen liess; das stand fest. Sobald er aber seine Gedanken näher präzisieren wollte, verfing er sich hoffnungslos in Formulierungen von Vor- und Nachsokratikern, Vor- und Nachkantianern, die sich seinem Gedächtnis ungerufen aufdrängten. Es wollte ihm nicht gelingen, für seine Gedankengänge einen ihm eigenen Aus-

druck zu finden, und doch setzte er darauf gerade seinen Ehrgeiz.

Lioba war entschlossen, auszuharren. Der Kampf musste durchgekämpft werden. Zwei Tage verliess er sein Zimmer überhaupt nicht, und Frau Schüepp, die es einmal versucht hatte, ihn mit einigen Pensionsneuigkeiten zu zerstreuen, fertigte er schroff mit der Weisung ab, ihn während seiner Arbeit nie mehr und unter keinen Umständen zu stören. Jedoch am dritten Tage sah er sich genötigt, eine kleine Erleichterung des Regimes einzuführen. Es ist unglaublich, wie zermürbend das Denken wirkt, wenn es zu keinem Ziele führt. Das kann nur der ermessen, der es schon selbst erfahren musste. Lioba gestattete sich, die philosophische Wanderung durch sein Zimmer um 11 Uhr abzubrechen, um vor dem Mittagessen einen kurzen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Er wollte sich allerdings durch nichts abhalten lassen, weder rechts noch links sehen, denn es durfte sich nicht um den Abbruch der Arbeit handeln, nur um einen Standortwechsel. Ohne recht zu wissen weshalb, landete er im « Harnisch ». Er war der einzige Gast. Er bestellte einen Kirsch, und Fräulein Klara hatte die Aufmerksamkeit, sich seiner zu erinnern und ihm, ohne lang zu fragen, einen grossen Kirsch zu bringen. Vielleicht war dieser Alkohol gar nicht vom Uebel, dachte Lioba, er würde ihm den Geist aufrütteln.

Als er am Nachmittag wieder an die Arbeit ging, störte ihn das Sonnenlicht, das in sein Zimmer fiel. Er konnte keinen Frühling brauchen, er lenkte ihn ab. Er entschloss sich, die Jalousien herunterzulassen und stellte dabei ingrimmig fest, dass sogar die zwei elenden Zwetschgenbäume im Kiesgarten in frischem Laube prangten. Alles grünte und blühte, nur ihm schien es bestimmt, in sein Zimmer verbannt, unfruchtbar zu bleiben. Er zog auch noch die Vorhänge zu und setzte sich im Halbdunkel in Bewegung. Zimmer auf, Zimmer ab. Lioba war ein disziplinierter Mensch, auch abends brach er seine philosophischen Wanderungen keine Minute vor 11 Uhr ab. Das stand in seiner Macht. Hingegen musste er schmerzlich feststellen, dass es ihm unmöglich war, gleich seine Gedanken aus- oder auch nur umzuschalten. Er lag stundenlang wach. Nickte er endlich ein, so glaubte er, im Traum eine wertvolle Formulierung gefunden zu haben, erwachte freudig erregt und versuchte, dieselbe schriftlich niederzulegen. Aber diese Formulierungen hielten in wachem Zustand der Kritik nie stand.

Am vierten Tage räumte er sich die Erlaubnis ein, nach 11 Uhr abends den « Harnisch » zu einem zweiten Glase Kirsch aufzusuchen. Er war mit dieser Lösung nur halb zufrieden. Aber sie gab ihm wenigstens den Schlaf zurück.

Am Freitagnachmittag gegen 4 Uhr klopfte Frau Schüepp an die Zimmertür Liobas. Niemand antwortete ihr. Sie klopfte nochmals, nichts regte sich. Und doch wusste sie, dass ihr Mieter zu Hause war. Es wurde Frau Schüepp unheimlich zumute, noch unheimlicher, als sie in das verdunkelte Zimmer trat. Im ersten Augenblick sah sie überhaupt nichts, sondern stellte nur fest, dass die Jalousien heruntergelassen und die Vorhänge gezogen waren. Wo konnte Lioba hingekommen sein? Dann sah sie die lange Gestalt auf der Couch. Wie reglos der dalag! Die Angst packte sie: « Herr Doktor, Herr Doktor!» Nein, es war offenbar doch nicht das Schlimmste passiert. Er lebte. Sie hörte ihn jetzt atmen, ruhig atmen, und mit dieser Feststellung verwandelte sich ihr Mitgefühl in Zorn.

« Also das ist die Arbeit, bei der ich Sie nicht stören darf, Ihr Nachmittagsschlaf! »

Der entgeisterte Ausdruck des erwachten Lioba entwaffnete sie wieder.

« Am Tage verhängen Sie die Fenster und schlafen, und am Abend lassen Sie das Licht bis in alle Nacht hinein brennen, was doch nur Geld kostet! Sie sind wirklich ein Original, Herr Doktor! »

Lioba schüttelte den Kopf. « Ich hoffe nein, denn ich habe mir doch gerade zur Aufgabe gemacht, mich vom zwanzigsten

bis dreissigsten Lebensjahr vom Original weg, zum organischen Glied der Gesellschaft zu entwickeln! »

« Das meine ich ja », antwortete Frau Schüepp. « Wer sich so etwas in den Kopf setzt, ist eben ein Original! »

Inzwischen war Lioba völlig munter geworden. « Wie kommen Sie überhaupt zu mir herein? » fragte er.

Die Überraschung, ihren Mieter schlafend vorzufinden, hatte Frau Schüepp den Grund ihres Eintretens vergessen lassen.

« Eine Dame verlangt Sie am Telephon. »

« Eine Dame, und das sagen Sie mir erst jetzt! »

Er richtete sich hastig auf und eilte zum Apparat. Aber die Dame hatte offenbar nicht so lang warten wollen, die Verbindung war abgebrochen. Jedoch bevor er Zeit hatte, Vermutungen darüber aufzustellen, welche Dame ihm wohl angerufen haben könnte, läutete das Telephon wieder. Eine weibliche Stimme erkundigte sich, ob es dem Herrn Doktor möglich wäre, morgen Samstag zum Mittagessen zu Herrn Rappold heraufzukommen. Lioba gab die Möglichkeit zu, worauf die Dame ihre Aufgabe als erledigt ansah.

Lioba kam diese Einladung sonderbar vor. Er kannte Herrn Rappold als eine rein konventionelle Natur. Hier aber schien ihm die Grenze der erlaubten Zwanglosigkeit der Sitten doch überschritten. Die Unhöflichkeit, eine private Einladung an einen alten Freund der Familie wie ihn durch die Privatsekretärin ausführen zu lassen, schien ihm doch zu weitgehend. Er hätte die grösste Lust gehabt, nochmals anzuläuten, um dieser Dame zu sagen, sein Erscheinen am Samstag sei vollkommen ausgeschlossen. Nur eben ging das nachträglich nicht mehr gut.

* * *

Die ungewöhnliche Form, in der die Einladung erfolgt war, hatte Lioba erstaunt, aber auch erschreckt. War es denkbar, dass Miggi Herrn Rappold etwas von seiner unpassenden Einmischung am Künstlerball verraten hatte? Oder von seinen Recherchen über ihren Freund Berkel? Es war mehr als unwahrscheinlich. Einmal sah Miggi nicht danach aus, als ob sie ihren Vater über solche, immerhin intime, Angelegenheiten auf dem laufenden hielt. Und ferner konnte Miggi ja gar nicht wissen, wie ernst es ihm mit seiner Intervention und seinen Nachforschungen gewesen war. Das konnte es also nicht sein. Aber diese telephonische Einladung blieb verdächtig. Ganz abgesehen davon, dass es ihm unsympathisch war, Miggi gerade jetzt im Kreis ihrer Familie unter die Augen zu treten. Der Moment dafür würde einmal kommen. Er lag nicht mehr fern, aber heute war er noch nicht da. Der einzige Vorteil, den ihm die Einladung bot, war der Nachteil, dass sie ihn für einen halben Tag von seiner Arbeit freisprach.

Am andern Morgen gestattete er sich wieder einmal richtig auszuschlafen und gemütlich im Bett zu frühstücken. Er badete umständlich, kleidete sich sorgfältig an und spazierte zum Coiffeur, um Haar und Bart in Ordnung bringen zu lassen. Aber er war immer noch zu früh daran. So entschied er sich, doch noch den Kirsch im « Harnisch » zu sich zu nehmen, auf den heute zu verzichten er beschlossen gehabt hatte.

Auf dem Wege zur Rappoldschen Villa fiel ihm ein, dass er noch einen Grund hatte, seinen Besuch zu ersorgen. Da war doch dieses Fräulein Emma, das Dienstmädchen, mit dem er die letzten unglücklichen Stunden des Maskenballs verbrachte. Sie sollte sehen, dass er sich auch als Gast der Herrschaft ihrer nicht schäme. Er nahm sich vor, dem Mädchen etwas Freundliches zu sagen, etwas Neckisches, auf « junges Gemüse » anzuspielen, oder nach dem deutschen Zimmermann zu fragen. Es gehörte sich sogar vielleicht, Fräulein Emma in einem unbewachten Augenblick sanft zu tät-

scheln, und er wollte sich von dieser Verpflichtung nicht drücken.

Seine Sorge erwies sich als ganz unbegründet. Lioba hatte vergessen, dass Frauen in solchen Situationen instinktiv das richtige Verhalten treffen. Fräulein Emma errötete wohl sanft, als sie ihm die Tür öffnete, behandelte ihn aber so unverbindlich freundlich, wie wenn sie ihn in ihrem Leben nie anders denn als Gast der Familie Rappold gesehen hätte.

Dass Miggi Rappold nicht zu Hause war, merkte er gleich, ohne dass man es ihm sagen musste. Und die Tatsache, dass ihn das Dienstmädchen in das « Empfangszimmer » führte, bewies ihm, dass auch Frau Rappold abwesend war. Der eindrücklichste Gegenstand dieses Empfangszimmers war ein Gemälde, das eine ganze Wand in Anspruch nahm. Es stellte eine Jagdszene dar. Herren und Damen in roten Fräcken und Joppen sprengten auf feurigen Pferden durch eine düstere Herbstlandschaft. Eine Meute von Hunden zu Füssen der Reiter und ein Hirsch mit einem königlichen Geweih, der in höchster Todesangst in einer Entfernung von knapp zwei Metern in einem Walde Deckung suchte, vervollständigten das Bild. Lioba hatte bei den wenigen Gelegenheiten, bei welchen er in das Empfangszimmer geführt wurde, sich immer aufs neue verwundern müssen, wie es möglich sei, dass ein Gemälde von dieser ungeheuren Fläche so kleinlich und, trotz einem solchen Aufwand an Farben, so tot zu wirken vermöge. Er kannte die Geschichte dieses Bildes nur zu gut. Herr Rappold hatte es vor einigen Jahren von einem umgefallenen Schuldner für die runde Summe von 11,000 Franken an Zahlungsstatt nehmen müssen. Wenn er die Wahl zwischen 1000 Franken in bar und diesem Bilde gehabt hätte, so würde er ohne Zögern die 1000 Franken gewählt haben. Aber die Frage war nur gewesen, entweder das Bild oder nichts. Als ihm Frau Rappold bei der Placierung des Kunstwerkes im Hause, ohne es nur gesehen zu haben, Schwierigkeiten in den Weg legte, war Rappold ein glänzender Einfall gekommen : Das war es, er würde das Bild, so, wie es war, verpackt, gleich an die Direktion des Kunsthauses weiterleiten, mit einem Begleitbrief des Inhalts, dass er beabsichtige, das Gemälde der öffentlichen Kunstsammlung als Geschenk zu überreichen. Seine Frau hatte ihn beschworen, von seinem Vorhaben, das ihn der Lächerlichkeit preisgebe, abzustehen. Rappold hatte nicht auf sie gehört. Das wäre ihm noch ! Auch nur daran zu denken, dass ein Bild, das ihn 11,000 gute Schweizerfranken gekostet habe, zurückgewiesen werden könnte ! Er dachte es sich damals ganz hübsch, wenn im Vorstand der Kunstgesellschaft, in dem auch einige Herren Kollegen sassen, seine Schenkung bekannt würde. Die würden sich giften. Aber warum sollte nicht auch er einmal zur Abwechslung etwas für die Kunst zu tun imstande sein ? Und er malte sich aus, wie im nächsten Jahresbericht der Kunstgesellschaft etwa zu lesen wäre: « Last but not least ist es uns eine angenehme Pflicht, einiger hochherziger Vergabungen und Geschenke zu gedenken, die unsere Gesellschaft auch dieses Jahr ihren Gönnern zu verdanken hat. In erster Linie erwähnen wir das gewaltige Gemälde „Halali oder die Hirschjagd", das uns von Herrn R. J. Rappold, Bankier, zur Verfügung gestellt wurde. » Oder wenn er aus Taktgefühl verlangt hätte, dass sein Name nicht in die Öffentlichkeit gelangen dürfe, dann würde es etwa heissen: « Von einem ungenannt bleiben wollenden Gönner, einem bekannten Zürcher Privatbankier, wurde uns ein Kunstwerk von ganz ungewöhnlichen Ausmassen zur Verfügung gestellt. »

Aber es war nicht dazu gekommen. Er hatte vielmehr innert kürzester Frist vom Kustos des Kunsthauses die Mitteilung erhalten, dass die Gesellschaft leider auf die Annahme des hochherzigen Geschenkes verzichten müsse, da dasselbe

ausserhalb des ihrer Sammlung gesetzten Rahmens falle; ihren beschränkten Raumverhältnissen entsprechend, müsse sie bitten, das Gemälde baldmöglichst wieder abholen zu lassen.

Als nun Rappold in seinem Zorn darauf bestand, das Gemälde im Empfangssalon zu placieren, schwor seine Frau, in diesem Zimmer höchstens Geschäftsfreunde, aber keinen anständigen Menschen je zu empfangen. Und im grossen ganzen hatte sie diesen Schwur gehalten.

Lioba wartete schon mehr als eine halbe Stunde; sein Gastgeber schien es nicht eilig zu haben. An Zimmerwanderungen gewöhnt, erhob er sich und schritt den Empfangsraum nervös ab. Als er einmal stehen blieb, weil er den Wagen von Herrn Rappold zu hören meinte, entdeckte er, in einer verlorenen Ecke beim Bücherschrank, eine Familienphotographie. Sie zeigte Miggi im Alter von etwa 6 Jahren, rechts von ihr den Vater, links die Mutter. Es gibt für einen echten Liebhaber nichts Rührenderes als ein Kinderbildnis seiner Geliebten. Er umarmt in ihm Vergangenheit und Zukunft zugleich. Lioba versenkte sich zunächst nur in die Züge des kleinen Mädchens, das in seinem weissen Spitzenkleidchen auffallend trotzig dastand. Dann aber beschäftigten ihn die beiden Erwachsenen ebenso stark. Ein eigentliches Familienbildnis war diese Photographie nicht. Die drei Menschen umschloss kein Fluidum der Gemeinsamkeit. Es war vielmehr eine Dreieraufnahme von ebenso vielen Einzelgängern. Lioba dämmerte die Einsicht auf, dass die Lösung der quälenden Frage, was Miggi an den Burschen Berkel fesselte, weder bei diesem noch bei Miggi, sondern in dem Verhältnis Miggis zu ihren Eltern gesucht werden müsste.

« Ich habe Sie lange warten lassen, aber es ist nicht jeder so glücklich wie Sie, frei über seine Zeit verfügen zu können. Bitte ! »

Herr Rappold hatte die Eigenheit, bei sich zu Hause nicht zu dulden, dass die Grösse des Speisetisches der Anzahl der Teilnehmer nach unten hin angepasst wurde. Der Tisch bot reichlich Platz für acht Gedecke, überreich für vier. Heute war nur für den Hausherrn und Lioba gedeckt.

« Wie Sie sehen, sind wir allein », entschuldigte sich Herr Rappold unwillig. « Meine Frau ist nach Barcelona gefahren, an einen Kongress für geistige Erziehungsarbeit, oder etwas Ähnliches, veranstaltet von einer Gesellschaft, der Teufel weiss wofür. Und Miggi – glauben Sie, dass ich das Kind seit acht Tagen ein einziges Mal zu Hause gesehen hätte ? Nie ! Ja, wenn man noch wüsste, was das Mädchen treibt ! Halten Sie mich für blind ? Nehmen Sie an, ich weiss nicht, dass sich Miggi, seit sie an der Universität ist, mit Leuten herumtreibt, die ..., ich will nichts sagen, aber sagen Sie ehrlich selbst, was können das schon für Burschen sein, wenn sich Miggi nicht getraut, sie zu Hause zu zeigen? Ich habe sie erst gestern mit einem Burschen herumlaufen sehen, ohne Hut natürlich, mit einer dreckigen, blonden Mähne. Ich weiss nicht, ob er auch nur einen Kragen getragen hat. Der reinste Bolschewik ! Wie der da mit der Miggi über die Quaibrücke geschlendert ist, wie Bruder und Schwester, oder wie .... Ich sage Ihnen, wenn ich nicht im Wagen gewesen wäre, und ausserdem nicht allein, ich hätte für nichts garantiert. Meine Frau weiss das alles selbstverständlich auch, aber, statt dass sie sich um das Kind kümmert, fährt sie nach Barcelona. Es ist doch klar, dass ein Vater mit einer Tochter über solche Dinge nicht reden kann. Es ist zu peinlich. Es gehört sich einfach nicht. Ich habe es trotzdem probiert, schon mehrmals, aber nur probiert. Die Augen hätten Sie sehen müssen, mit denen Miggi mich angeschaut hat. Vernichtend, wie wenn sie die Anklägerin und ich der Angeklagte wäre. So wie wenn ich heute noch zehn Mätressen hätte. Das kommt davon, wenn eine Mutter die

Auffassung vertritt, dass solche Dinge zu delikat seien, um sich einzumischen. Aber lang schau ich der Sache nicht mehr zu, das kann ich Ihnen versprechen. Ich werde dem Ding ein Ende setzen. Aber wie ? Die jungen Leute von heute warten ja geradezu darauf, dass man sie enterbt ! Zum Teil natürlich, weil sie wissen, dass man sie gar nicht enterben kann. Oder nehmen wir an, ich sage Miggi entweder oder. Ich bin überzeugt, nichts wäre ihr lieber als einen Vorwand zu haben, sich „auf die eigenen Füsse zu stellen", wie man das nennt. Dann wäre sie uns ganz los. Und dass sie eine Stelle finden würde, ist klar. Es gibt genug Leute auf dem Platze Zürich, denen es ein Spass wäre, 250 Franken im Monat auszugeben, nur um mich zu ärgern. Und dann diese Gerüchte, dieser Skandal . . . »

Herr Rappold hatte Lioba während dieses Ausbruches kaum einmal angesehen. Als er sich bewusst wurde, mit wem er sprach, und feststellen musste, dass Lioba mit einer Anteilnahme zuhörte, die weit über jene hinausging, welche die Höflichkeit vom Gaste verlangt, brach er plötzlich ab. Die nächsten fünf Minuten wurde nichts gesprochen. Rappold und Lioba absolvierten die Speisenfolge ganz mit sich selbst beschäftigt, wie zwei Herren, die in einem Bahnhofbuffet zufällig an den gleichen Tisch zu sitzen gekommen sind.

Im Rauchzimmer sass Lioba nicht mehr dem Vater, sondern dem Geschäftsmann Rappold gegenüber.

« Weshalb ich Sie heute eigentlich kommen liess . . . »

« Kommen liess, das ist das richtige Wort », dachte sich Lioba.

« Ich wollte Sie über eine Angelegenheit der „Gefizag" informieren, in deren Verwaltungsrat Sie ja sind. Es findet nächstens eine Sitzung statt. Ich möchte Ihnen kurz den Antrag erklären, dem Sie beizupflichten haben. Nicht, dass es unbedingt nötig wäre – Sie stimmen einfach „ja" – aber vielleicht ist es Ihnen doch angenehmer, Sie wissen, worum sich die Sache dreht. Die bedeutendste Liegenschaft, deren Aktien im Besitze der „Gefizag" sind, ist der Cäcilienhof.»

« Der Cäcilienhof ? »

« An der Langstrasse. Dieses Objekt steht der „Gefizag" augenblicklich mit 500,000 Franken zu Buch. Es ist mit 475,000 Franken belastet, einer Hypothek von 300,000 Franken und einem Darlehen von 175,000 Franken von mir. Die Mieteinnahmen belaufen sich heute jährlich auf 30,000 Franken; da die Hypothek mit 4¼, das Darlehen mit 4½% verzinst werden müssen, ist das kein Geschäft für die Gesellschaft. Besonders wenn Sie bedenken, dass es sich beim Cäcilienhof um keinen Neubau handelt. »

Lioba leuchtete das ein.

« Und jetzt hat die Hauptmieterin gekündigt. Sie liquidiert. In ein paar Monaten stehen die Parterre-Räumlichkeiten frei. »

Lioba schüttelte bedenklich den Kopf.

« Was sollen wir tun ? »

« Ich denke, wir suchen einen neuen Mieter. »

« Suchen, natürlich, aber ob wir einen finden, das ist eine andere Frage, d. h. es ist gar keine Frage. Wir werden niemanden finden, der zum gleichen Zins in die Baracke zieht. Was soll geschehen ? »

« Haben Sie keine Idee ? »

« Ganz wie mein Schwager : Hast Du keine Idee ? Warum soll immer ich die Ideen haben ? Sitze ich im Verwaltungsrat, oder er ? Er ! Warum fällt denn ihm nie etwas ein ? Aber die einzige Idee, die er hat, ist Dividenden einzusacken. Dividenden! Dividenden! Aber wie man es anstellt, Dividenden zu verdienen, davon hat er keine Idee. Mein Schwager ist bei der Kavallerie. Würden Sie es für möglich halten, dass der alte Geck jeden Morgen von 5 bis 6 Uhr auf einen Gaul steigt, einen gemieteten Gaul, nur um die aristokratische Linie zu bewahren ? »

Lioba wollte vermeiden, in weitergehende Einzelheiten dieser Familien-

rivalitäten eingeweiht zu werden. Er lenkte das Gespräch zur Sache zurück.

« Aber Sie haben doch jetzt eine Idee? »

« Natürlich, wer denn sonst? Ich bin also mit einer Firma in Verbindung getreten, die Möbel, Teppiche und dergleichen auf Abzahlung verkauft. Sie ist bereit, den Cäcilienhof auf 10 Jahre fest, für Fr. 65,000 pro Jahr, zu mieten, oder für Fr. 1,050,000 zu kaufen, unter der Bedingung, dass wir das Gebäude für ihre Zwecke umbauen. »

« Was kostet dieser Umbau ? » fragte Lioba.

« Der Architekt ist mit den Plänen und Berechnungen noch nicht fertig, aber mehr als Fr. 300,000 wird es nicht ausmachen, und ich habe mich in einer Vorbesprechung meinem Schwager gegenüber verpflichtet, diese Summe für die Gesellschaft aufzutreiben. In der Sitzung am Montag soll der Vertrag mit der Firma gutgeheissen und der Umbau beschlossen werden. »

« Was sagt Ihr Schwager dazu? »

« Was soll er sagen, Angst hat er, aber einverstanden ist er schliesslich immer. Er hat einverstanden zu sein, besonders, da ja Sie und Dr. Kreis im Verwaltungsrat ohnehin die Mehrheit haben. »

Herr Rappold blickte auf die Uhr. «Die Sache ist Ihnen doch klar? Das Einzige, was Sie zu tun haben, ist, am Montag für meinen Antrag mit « ja » zu stimmen. Ich brauche Sie also nicht länger aufzuhalten. Fahren wir in der gleichen Richtung? »

Lioba lehnte die Einladung ab. Er zog es vor, zu Fuss nach Hause zu gehen.

Schon an der Lifttür stürzte ihm Frau Schüepp entgegen. Abwehrend hob sie ihre Hände so heftig hoch, dass die weiten Ärmel ihres japanischen Morgenrockes zurückfielen und die fleischigen märzenfleckenbedeckten Partien ihrer Oberarme entblössten.

« Ich habe Ihnen abgepasst, Herr Doktor. Sie haben Besuch! »

Die Nachricht wirkte auf Lioba wenig alarmierend. Er schickte sich an, an Frau Schüepp vorbeizukommen. Aber die Pensionshalterin hielt ihn, ohne Rücksicht auf seinen frisch aufgebügelten Sommerrock, von hinten mit einem kräftigen Griffe zurück.

« Eine Dame », sagte sie. « I h r e Dame! Ich habe die beiden in Ihr Zimmer geführt. »

« Die beiden? »

« Das ist es ja, sie ist nicht allein gekommen, sie hat ihren Bruder mitgenommen. Einen gewalttätigen Menschen. »

Die Ruhe, mit der Lioba auch diese Mitteilung entgegennahm, brachte sie in Verzweiflung.

« Ich bin kein Literast (!!), aber soviel weiss auch ich, dass solche Brüder immer nur kommen, um die Unschuld ihrer Schwestern mit dem Tode zu rächen! »

Lioba musterte Frau Schüepp mitleidig. Waren der armen Frau die Sorgen derart über den Kopf gewachsen, dass sich ihr Verstand verwirrte ? So leid es ihm tat, ihm fehlte zur Zeit die Geduld, der Sache auf den Grund zu gehen.

Als er in sein Zimmer trat, erkannte er Fräulein Winkler, die Mutter seines Mündelkindes, gleich, obschon sie sich seit ihrem letzten Besuch stark verändert hatte. Ihr Kleid war zwar wiederum schwarz. Ungewöhnlich bei dieser Sommerhitze. Das Fräulein hatte wohl eine Neigung zu dieser Farbe. Aber die Bluse war bis zum Kinn zugeknöpft, und der Rock fiel bis auf die Schuhe. Auch der Mund war diesmal geschlossen. Ihr Teint war immer noch farblos, aber gespannter. Sie machte einen zufriedeneren Eindruck. Lioba begrüsste sie freundlich und wandte sich dann an den untersetzten Burschen, der, die Hände auf dem Rücken, im Hintergrund stand.

« Und das ist also Ihr Bruder? »

Der junge Mann fletschte die Zähne.

« Ihr Bruder » äffte er Lioba nach und warf den Kopf in die Richtung Fräulein Winklers. « Das bringt er gut! »

« Sehr gut », echote Fräulein Winkler, « es ist mein Bräutigam! »

Die Promptheit, mit der die junge Mutter den Vorsatz, ihrem Kind einen Vater zu verschaffen, verwirklicht hatte, verdiente Bewunderung. Er gratulierte ihr und streckte zu dem gleichen Zweck auch dem jungen Manne nochmals die Rechte hin. Der Bursche hielt sie wie in einem Schraubstock fest. Lioba wusste einen kräftigen Handschlag zu schätzen. Aber man konnte dabei zu weit gehen. Auch dem herzlichsten Händedruck sollten sowohl in Hinsicht auf die Kraft wie auch auf die Dauer Grenzen gesetzt sein. Er versuchte seine Hand sanft aus der Umklammerung zu befreien. Es gelang ihm nicht. Die klobigen Finger schlossen sich noch fester um ihn und begannen zu dem Druck hinzu auch noch als Zug zu wirken. Fragend wanderten seine Augen vom Bräutigam auf die Braut und von der Braut auf den Bräutigam. Der lauernde Ausdruck des jungen Mannes versprach nichts Gutes.

« Er ist eifersüchtig wie ein Tiger », hauchte Fräulein Winkler. Man fühlte es, wie ihr bei diesen Worten ein schaurig wohltuendes Gruseln den Rücken hinunterlief. Auch der Bräutigam fand jetzt Worte.

« Ich habe da Sächeli von Ihnen gehört, Sächeli ... », stiess er zwischen den blinkenden Zähnen hervor.

Lioba wandte den Blick, Hilfe und Erklärung suchend, auf Fräulein Winkler. Aber diese beachtete ihn gar nicht. Ihre Augen hingen in blinder, hingebender Bewunderung an dem Burschen.

« Sächeli, Sächeli », wiederholte dieser und zog Lioba so nah zu sich heran, dass er die Haarbüschel in den rachsüchtig geöffneten Nasenlöchern des jungen Mannes sehen musste. Die Lage wurde kritisch. Auch Fräulein Winkler hielt eine Erklärung für angemessen.

« Er weiss es, ich habe es Charlie erzählt », flüsterte sie schämig.

Lioba ging ein Licht auf. Die Mutter seines Mündelkindes hatte wohl ihrem Bräutigam vorgeschwindelt, dass anlässlich ihrer Antrittsvisite er es war, der sie verführen wollte. In der ersten Entrüstung war er entschlossen, die Dinge richtig zu stellen. Aber bei näherer Überlegung kam er davon wieder ab. Selbst wenn der junge Mann ihm glauben würde, dass sich die Sache gerade umgekehrt verhielt, was wäre damit gewonnen? Vielleicht stellte er dadurch das Liebesglück der beiden in Frage. Er empfand es als Unrecht, einer Frau ein Hindernis in den Weg zur Heirat zu legen, und als Verbrechen, einem Kinde davor zu sein, einen Vater zu bekommen. Es war klar, dieser Bursche konnte sich an ihm vergreifen. Aber was macht das schliesslich aus? Er war nie angriffslustig genug gewesen, um Schläge zu erteilen, aber er würde beweisen, dass er mutig genug war, Prügel mit Gleichmut zu ertragen, wenn es einem guten Zwecke galt. Lioba war auf alles gefasst. Es kam nicht so weit. Charlie lockerte seinen Handgriff, und das zornige Bullengesicht entspannte sich.

« Ich muss ja zugeben », sagte er, « nach der Frieda sind alle verrückt, sie hat es in sich. Man kann da nichts dafür. Es ist ja doch auch nicht zum Äussersten gekommen, und schliesslich sind Sie ja der Vormund. Da hat Frieda auch wieder recht. Wir wollten uns bei Ihnen nur vorstellen. Man weiss etwa auch noch, was üblich und bräuchlich ist. Und dann wegen der Kleinen von der Frieda. Frieda wird dann Vormund, wenn es so weit ist. »

« Charlie macht nämlich selbst eine Bank auf, wenn wir verheiratet sind », fiel Fräulein Winkler stolz ein.

Lioba musterte den Burschen erstaunt.

« Eine Fleischbank », erläuterte er.

« Er ist Metzger. »

« Und jetzt hoffen wir, dass wir Ihnen nicht ungelegen gekommen sind », verabschiedete sich der junge Mann.

Als sich die Gangtür hinter den beiden schloss, stand Frau Schüepp erwartungsvoll vor Lioba. Aber er war nicht in der Stimmung, Erklärungen abzugeben.

Fortsetzung in der nächsten Nummer.